

Unterhaltendes.

Aus Nacht zum Licht.

von Hugh Conway.

14)

(Nachdruck verboten.)

Da mir jedes Wort und alles Tun Paulinens zeigte, daß sie wohlgezogen und gebildet sei, war ich sehr überrascht über ihre vollständige Unkenntnis der Litteratur. Wenn ich einen Autor nannte, eines Buches erwähnte, ging das unmerklich an ihr vorüber, oder sie schaute mich groß an, wie verwundert über meine Anspielung oder betäubt über ihre Unwissenheit. Obwohl ich sie jetzt schon einigemal gesehen hatte, war ich doch nicht zufrieden mit den Fortschritten, die ich gemacht; ich fühlte, daß ich noch nicht den Grundton ihres Naturells angeschlagen hatte.

Kaum war die alte Dienerin, Duenna, Freundin oder was sie war, wieder gesund, erfuhr ich etwas Ueberraschendes. Meine Hausfrau fragte mich, ob ich ihre obere Wohnung nicht irgend einem Bekannten empfehlen könne — einem so soliden Herrn, wie ich sei, fügte sie gütigst hinzu —, Miß March ziehe aus, und sie, die Hausfrau, ziehe jetzt einen Herrn als Mieter vor.

Ich war überzeugt, daß das ein Streich dieser alten Hexe Teresa sei. Sie hatte mir giftige Blicke zugeworfen, wenn wir einander auf der Treppe begegneten, hatte mir unfreundlich geantwortet, wenn ich sie nach ihrem Befinden fragte — mit einem Wort, ich wußte, daß sie meine Gegnerin sei, daß sie meine Gefühle für Pauline entdeckt habe und uns um jeden Preis trennen wolle. Ich wußte nicht, wie groß ihre Macht oder ihr Einfluß über das Mädchen sei, aber ich hatte seit einiger Zeit aufgehört, sie als eine einfache Dienerin zu betrachten. Der Umstand nun, daß meine Hausgenossen ausziehen wollten, zeigte mir die Notwendigkeit, diese unangenehme alte Gesellschafterin auf meine Seite zu bringen, wenn meine Bewerbung um Pauline irgendwie Erfolg haben sollte.

Noch an demselben Abend, als ich sie die Stiege herabkommen hörte, öffnete ich meine Türe und stand ihr gegenüber.

„Signora Teresa,“ sagte ich so höflich wie möglich, „wollen Sie wohl die Güte haben, in mein Zimmer zu treten? Ich wünschte mit Ihnen zu sprechen.“

Sie warf einen raschen, mißtrauischen Blick auf mich, erfüllte indes dennoch meinen Wunsch. Ich schloß die Türe und bot ihr einen Stuhl an.

„Ist Ihr armes Knie wieder ganz heil?“ fragte ich teilnehmend in italienischer Sprache.

„Ganz heil, Signor,“ entgegnete sie lakonisch.

„Wollen Sie vielleicht ein Glas süßen Weines nehmen? Ich habe welchen hier.“

Teresa machte trotz unserer gegenseitigen feindseligen Stellung keine Einwendung, und so füllte ich ein Glas und sah zu, wie sie es beifällig ausschürfte.

„Ist die Signorina, ist Miß March wohl? Ich habe sie heute nicht gesehen.“

„Sie ist wohl.“

„Ueber sie eben möchte ich mit Ihnen sprechen, Sie werden das schon erraten haben?“

„Ich habe es erraten.“ Dabei warf mir Teresa einen mürrischen, mißtrauischen Blick zu.

„Ja,“ fuhr ich fort, „Ihre wachsamem, treuen Augen haben gesehen, was ich vor Ihnen auch gar nicht zu verbergen wünsche. Ich liebe die Signorina Pauline.“

„Sie ist nicht zum Lieben,“ sagte Teresa mürrisch.

„Eine solche Schönheit muß geliebt werden. Ich liebe sie und will sie heiraten.“

„Sie ist nicht zum Heiraten.“

„Hören Sie, Teresa, ich sage, daß ich sie heiraten will. Ich bin ein Gentleman und reich; ich habe fünfzigtausend Lire jährlich.“

Die Höhe meines Einkommens, in ihrer vaterländischen Münze großartig klingend, verfehlte nicht, Eindruck auf sie zu machen. Wenn ihre Augen, als sie die meinigen trafen, auch noch immer so unfreundlich wie sonst dreinblickten, so sagte mir doch der Ausdruck des Erstaunens und des wachsenden Respekts in denselben, daß ich ihre schwächste Seite, die Habgier, berührt habe.

„Sagen Sie mir nur, weshalb ich die Signorina nicht heiraten sollte? Sagen Sie mir, wer ihre Verwandten sind, damit ich dieselben auffuchen und um ihre Hand anhalten kann.“

„Sie ist nicht zum Heiraten.“

Dies war alles, was ich aus der Alten herausbringen konnte. Sie wollte mir nichts über Paulinens Verwandte oder Freunde mitteilen und wiederholte nur immer, daß sie weder zum Lieben noch zum Heiraten sei.

Mir blieb nur ein Ausweg. Teresas gieriger Blick, als ich meines Einkommens erwähnte, hatte Eindruck auf mich gemacht. Ich mußte mich zu der gemeinen Tat der Bestechung herablassen; der Zweck mußte die Mittel heiligen.

Da ich oft reiste, pflegte ich gewöhnlich eine große Summe Geldes bei mir zu tragen. Ich zog mein Taschenbuch heraus und zählte hundert Pfund in neuen raschelnden Noten heraus, welche Teresa begehrllich beäugelte.

„Sie wissen, was die da wert sind?“ sagte ich. Sie nickte. Ich schob ihr zwei Noten zu und ihre magere Hand zitterte vor Begier, danach zu greifen.

„Sagen Sie mir, wer Miß Marchs Verwandte sind und nehmen Sie dafür diese beiden Banknoten; alle übrigen sollen Ihnen gehören an unserem Hochzeitstage.“

Die Alte sah ein Weilchen still da, aber ich wußte, daß sie vergebens gegen diese Verlockung kämpfte. Dann hörte ich sie murkeln: „Fünfzigtausend Lire! Fünfzigtausend Lire jährlich!“ Der Köder wirkte. Endlich erhob sie sich. „Nun, nehmen Sie das Geld?“ fragte ich.

„Ich kann nicht, ich darf nicht. Ich bin gebunden. Aber . . .“

„Aber was?“

„Ich will schreiben. Ich will das, was sie sagten, dem dottore mitteilen.“

„Wer ist der Doktor? Ich kann ihm schreiben oder ihn besuchen.“

„Sagte ich il dottore? Da versprach ich mich. Nein, Sie dürfen nicht schreiben. Ich will ihn fragen und er muß entscheiden.“

„Werden Sie ihm gleich schreiben?“

„Gleich.“ Und Teresa, mit einem bedauernden Blicke auf das Geld, wandte sich, um mich zu verlassen.

„Sie sollten diese zwei Noten nehmen,“ sagte ich, ihr dieselben darreichend.

Sie steckte sie mit fieberischem Entzücken in die Tasche.

„Sagen Sie mir, Teresa,“ versetzte ich schmeichelnd, „sagen Sie mir, ob Sie denken, daß die Signorina Pauline sich etwas aus mir macht?“

„Wer weiß das,“ entgegnete die Alte mürrisch. „Ich weiß es nicht. Ich sage Ihnen nur, sie ist nicht zum Lieben und nicht zum Heiraten.“

Nicht zum Lieben und nicht zum Heiraten! Ich lachte laut auf über diese fixe Idee der Alten. Wenn es auf Erden ein Mädchen gab, welches mehr zum Lieben und Heiraten geschaffen war, als andere, so war es die schöne Pauline! Was konnte also Teresa meinen? Dann erinnerte ich mich an die Andacht, mit welcher sie in San Giovanni gebetet hatte, und welche eifrige Katholikin sie sei, und kam auf den Gedanken, sie möchte wünschen, daß Pauline den Schleier nehme. Das erklärte alles!

Jetzt, wo ich Teresa erkaufte hatte, konnte ich hoffentlich Paulinens Gesellschaft ohne Spionage oder Unterbrechung genießen. Die Alte hatte mein Geld genommen und würde ohne Zweifel alles tun, um noch mehr zu gewinnen. Wenn ich das Mädchen überreden konnte, täglich einige Stunden in meiner Gesellschaft zu verbringen, brauchte ich kein Hindernis von seitens Teresas mehr zu fürchten, denn die Bestechungssumme war angenommen worden und ich hatte, wenn auch etwas beschämt über das Mittel, mein Ziel erreicht.

Da ich am nächsten Morgen ein wichtiges Geschäft hatte, mußte ich meine weitere Liebeswerbung bis zum Abend verschieben. Dieses Geschäft hielt mich einige Stunden vom Hause fern, und als ich endlich nach Maida vale zurückkehrte, war ich wie vom Donner gerührt, als ich hörte, daß meine Hausgenossen die Wohnung bereits verlassen hätten und ausgezogen seien. Die Hausfrau hatte keine Idee, wohin sie gegangen. Teresa, welche, wie es schien, die Kasse führte, hatte die restliche Miete gezahlt und war mit ihrer jungen Herrin verschwunden. Mehr konnte sie mir nicht sagen.

Mit einer Verwünschung auf die italienische Hinterlist warf ich mich in einen Stuhl und nur der Gedanke an die italienische Habgier gab mir wieder Hoffnung. Vielleicht schrieb oder kam Teresa wieder; ich hatte die gierigen Blicke nicht vergessen, welche sie auf mein Geld geworfen hatte. Aber Tag auf Tag verstrich ohne Brief oder Botschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas vom Honig.

Bei narkotischer Witterung stellen sich bei vielen Menschen, großen und kleinen, reichen und armen, drei unerwünschte Quälgeister ein, die den damit Behafteten schlimme Stunden bereiten: das sind Husten, Schnupfen, Heiserkeit, der erstere namentlich in vielerlei Gestalt, und namentlich der Keuchhusten ist's der unseren Kleinen soviel zu schaffen macht.

Gar mancherlei Mittel werden dann von den Ärzten verordnet, leider auch von vielen Unberufenen angeraten; viele dieser Mittel sind gut, das und jenes zum mindesten nicht viel wert, so daß gar manche Mutter fragt: was sind nun die besten und dadurch billigsten Mittel?

Der alte, so grundgescheite Rabbiner Sirach, sagt in der Bibel: „Der liebe Gott läßt die Arznei aus der Erde wachsen, und ein Vernünftiger verachtet sie nicht!“ Niemand hat diesen Spruch besser begriffen, ohne ihn gelesen zu haben, als unsere lieben Bienen. Sie sammeln aus den Blumen den Nektar, arbeiten ihn in ihrem Honigmagen gehörig um und bieten ihn den Menschen als Honig, d. h. fertigen Invertzucker für die Gebrechen des menschlichen Körpers an.

Damit haben wir vornherein schon gesagt, daß wir reinen Bienenhonig meinen, nicht etwa all die Schmiecereien, die leider zurechtgemacht werden und nichts nützen. Es ist deshalb nützlich, zunächst zu wissen, woran man reinen Honig erkennt. Es ist das freilich nicht so leicht da es auch Zucker gibt, die im Frühjahr, wenn es keine Tracht gibt, ihren Bienen-völkern Zucker füttern, den diese in Honig umarbeiten; diesem Honig fehlt freilich das Aroma, das Blütenhonig eigen ist. Aber doch gibt es ein einfaches Mittel, wie in „Haus, Hof, Garten“ ausgeführt wird, wenigstens vor den schlimmsten Menschenereien bewahrt zu werden; man läßt den in Honigbüchsen gekauften Honig einige Wochen in einem frischen, nicht dumpfigen Raume stehen; ist's reiner Honig, so kristallisiert er und wird hart wie Kandiszucker, der erst wieder flüssig wird, wenn man die Honigbüchse in einen Topf heißen Wassers hält, ist's zusammengebrante Zuckerlösung so bleibt diese flüssig, aber sie wird sauer, und man kann dem Verkäufer auf den Kopf zusagen, daß er für teures Geld minderwertige Ware geliefert hat. Dabei tut die Farbe des Honigs nichts zur Sache. Die Färbung erhält der Honig durch die betreffenden Blüten (Raps, Linde, Akazie usw.) und außerdem durch die Bodenbeschaffenheit (kalk- oder eisenhaltiger Boden.)

Die meisten Menschen wissen nun freilich noch nicht, wie man den Honig ist; eine Honigsemel früh zum Kaffee ist die weitverbreitetste Kenntnis, und dazu die Erfahrung, daß jedermann wegen der Süßigkeit die Sache bald über hat, wobei sich denn auch noch Magenbeschwerden einstellen, namentlich bei Kindern und alten Leuten. Soll der Honig nützen, so tue man z. B. einen Kaffeelöffel voll in eine Tasse heißen Kaffees oder Milchs, und trinke diese Flüssigkeit dann, wenn sie genügend abgekühlt ist, niemals heiß. In dieser Weise angewendet, ist namentlich Honig das allerbeste Mittel gegen

Keuchhusten der Kinder. Präpariert man nämlich, wie oben gesagt, auf diese Weise eine Tasse Milch oder Kaffee, oder auch Wasser, träufelt man dazu noch ein paar Tropfen aus einer frischen Zitrone, gibt man dem Patienten davon fleißig zu trinken, so dauert es kaum eine Woche, und der so böse Feind der Kinder zieht sich zurück. Wie gesagt, lasse man das Getränk gehörig abkühlen, und gebe man den Kindern nie heiße Flüssigkeiten. Denn durch den Husten sind die Schleimhäute so wie so schon gereizt, und so würde die heiße Flüssigkeit geradezu verhängnisvoll sein: sie würde das Uebel verschlimmern und vielleicht tödlich wirken. Gar viele Mütter huldigen ja leider der verderblichen Ansicht, dem kranken Kinde die Getränke so heiß wie möglich einzutrickern, da wirke es am besten! Durch ein derartig hergestelltes Honiggetränk wird der Magen auch am wenigsten angestrengt, was namentlich beim Zucker so verderblich der Fall ist, indem er durch Gärung im Magen wie auch im Darm Katarrhe hervorruft.

Honig ist reiner Invertzucker; Honig ist schon durch die Arbeit der Biene in Dextrose und Lävulose geschieden und geht deshalb direkt ins Blut. Er zeigt also alle guten Eigenschaften des Zuckers ohne dessen Nachteile: Honig ölt die Atmungsorgane, führt schmerzlos ab und reinigt das Blut.

Es erübrigt noch, darauf hinzuweisen, seinen Honigbedarf nicht beim ersten Besten zu kaufen. Man lasse auch nicht durch die lockenden Bezeichnungen: Alpenkräuterhonig, Landhonig (!), Rosenhonig (dabei sind Rosen gar nicht nektarhaltig!) und andere schöne Namen täuschen, sondern man verlange reinen Bienenhonig, und da gibt es im Deutschen Reiche rechtschaffene Bienenzüchter genug, die eine reine Ware auch für nicht zu hohe Preise liefern. Bei denen kaufe man, und man wird es nicht zu bereuen haben, weder für den Geldbeutel, noch für seine Gesundheit.

Vermischtes.

(Eine deutsche Buchhandlung in Westafrika.) An der von unsern Wörmandampfern befahrenen westafrikanischen Küste ist schon ein ziemlicher Teil der Bevölkerung des Lesens kundig. Um ihre literarischen Bedürfnisse zu befriedigen, hat die Basler Mission in Akra an der Goldküste einen Buchladen eröffnet, der sich eines bedeutenden Zuspruchs erfreut. Akra ist ein vielsprachiger Ort; man soll dort nicht weniger als 70 afrikanische Sprachen hören können. Das hängt mit dem bedeutenden Handel zusammen, der die Neger aus dem Innern in großen Karawanen in die Küstenstadt führt. An den Missionar Olpp, der die Buchhandlung leitet, und seinen schwarzen Gehilfen werden insgedessen nicht geringe sprachliche Anforderungen gestellt. Letzterer verfügt in der Tat über ganz respectable Kenntnisse. Er spricht außer seiner Muttersprache, dem Ga, auch noch die Tshi-, Ewe- und Haussa sprache, sowie Englisch. Der verschiedenen Pundtschaft entspricht auch der Vorrat des Bücherladens. Da ist ein großes Lager von englischer, deutscher und afrikanischer Erbauungsliteratur, ferner Schulbücher aller

Art sowie unterhaltende Schriften. Auch Bilder in allen Größen. Natürlich keine Kunstwerke, sondern jene gewöhnlichen Del- und Aquarell drucke zu billigen Preisen. Es sind teils biblische teils Landschaftsbilder, auch dürfen Porträts nicht fehlen, darunter die des deutschen Kaisers mit Familie und anderer europäischer Herrscher. Sehr beliebt sind auch die großen Wandbilder, auf denen Löwen, Tiger, Schlangen, Vögel, Skorpionen und Affen abgebildet sind. Wenn die Leute aus dem „Busch“ ihre Last Palmöl oder Palmkerne, Kakao oder Gummi in der Stadt gut verkauft haben, bringen sie es selten übers Herz, die Stadt zu verlassen, ohne ein schönes Bild erstanden zu haben, um ihre ärmliche Lehmhütte im Hinterland damit zu schmücken. Zu den häufigsten Besuchern gehören die aus dem Innern kommenden Haussa händler. Sie wünschen meist ein Exemplar des Koran, des Religionsbuchs der Muhamedaner zu kaufen. Diesen Artikel führt die Missionsbuchhandlung natürlich nicht. Dafür werden ihnen Bibeln oder Bibelteile in der Haussa sprache, die mit arabischen Schriftzeichen gedruckt sind, angeboten und auch häufig von ihnen gekauft.

— Das Zerstoren u. Ausheben von Nestern oder Brutstätten der Vögel, das Zerstoren und Ausnehmen von Eiern, das Ausnehmen und Töten von Jungen, das Feilbieten und der Verkauf gegen dieses Verbot erlangter Nester, Eier und Jungen ist verboten; ferner jede Art des Fangens und der Erlegung von Vögeln. Dem Fangen im Sinne des Gesetzes wird jedes Nachstellen zum Zweck des Fangens oder Tötens von Vögeln, insbesondere das Aufstellen von Netzen, Schlingen, Leimruten oder anderen Fangvorrichtungen gleich geachtet. Wer Vögel, von denen er weiß oder den Umständen nach annehmen muß, daß sie unbefugt gefangen oder erlegt worden sind, oder verbotswidrig feilgeboten werden, oder wer unter gleicher Voraussetzung verbotswidrig erlangte Vogel-Eier oder Nester ankauft, ist strafbar. Strafbar ist ferner, wer Hunde oder Katzen in der Zeit vom 1. März bis 15. September im Walde oder auf freiem Felde umherschweifen läßt.

(Humoristisches aus der Schule). Der Lehrer in M. behandelt repetitionsweise die Bewohner der Erdteile: Kaukasier, Malayen, Neger; deren Farben seien weiß, gelb, schwarz. Gelb seien außer den Malayen auch die Mongolen; um als weitere ähnliche Völker auch Neger und Papuas zusammenzustellen, fragt der Lehrer weiter: „Außer den Negern gibt es noch eine andere Rasse, die auch eine schwarze Farbe hat. Wer kann mir sagen, wie diese Leute heißen? Schüler: „Kaminfeger.“

